

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 48

Artikel: Leid der Jugend

Autor: Prevot, R.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647214>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Schweizer Woche in Wort und Bild

Nr. 48
XVII. Jahrgang
1927

Bern,
26. November
1927

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Leid der Jugend.

Von R. Prevot.

So rein, so stumm wie erster Schnee,
Herbeigewünscht zur Knabenzeit,
Hüllt junger Sehnsucht süßes Weh
In stille Wintereinsamkeit.

Die Seele friert und ahnt Verderben,
Wägt grübelnd ihres Schicksals Scherben,

Wie einer Totenglocke Schlag
Mit Herbstfrost füllt den Frühlingstag,
Wiegt sie sich ein ins große Sterben.
Ist keiner leichten Lockung feil,
Klimmt einsam hoch und sucht sich
[Heil]

Beim eignen Gott, so streng gewillt
Wie kein erstarrtes Gnadenbild —
Und sinnt und weiß den Grund nicht klar,
Dass Mutterschmerz sie froh gebar,
Späht hoch nach fernem Hirnenlicht
Und sieht im Tal die Heimat nicht.

Ein Bekenntnis.

Erzählung von Theodor Storm.

„Ich sah wohl, daß das Mädchen bleicher wurde, je mehr die Mutter sich erholte; und so eines Tages, als sie mich wieder aus dem Krankenzimmer geleitet hatte, fasste ich ihre Hand, und während ihre schönen verwachten Augen zu mir auffaßen, sprach ich und war selbst nicht ohne tiefere Bewegung: „Vor heut' an, Fräulein Hilda, sollen Sie ruhig in Ihrem Bette schlafen; ich stehe Ihnen dafür, Ihre Mutter ist gerettet.“

„Wie durch ein Wunder erhellt sich bei diesen Worten ihr junges Antlitz; in Wahrheit, sie war plötzlich wunderschön geworden. „Gerettet?“ fragt sie noch halb im Zagen; „o Gott, gerettet!“ — Dann noch ein paar tiefe Atemzüge, und ein entzückendes Lachen, als ob's die Brust nicht bergen könne, brach aus ihren Lippen. „Gerettet!“ wiederholte sie noch einmal. „O Doktor, mir ist, als trüg' ich plötzlich einen Rosenkranz! Aber Sie“ — und ihre Augen sahen mich wie heftig flehend an — „gleich einer Trauerkunde haben Sie die Himmelsbotschaft mir verkündet! Und Sie haben mir das Leben — o, verstehen Sie es doch! das Leben meiner Mutter haben Sie gerettet!“

„Ich glaube fast, sie wollte mir zu Füßen sinken, aber ich fasste ihre Hand: „Lassen Sie das, Hilda!“ sagte ich; „es hat wohl jeder sein eigenes Geschick, und was an Freude einmal hinzukommt, nimmt dessen Farbe an!“

„Ja, ja, ich weiß“, erwiderte sie, plötzlich still werdend, „Sie haben Ihre Frau so sehr geliebt und haben sie verloren!“

„Es war die Krankheit Ihrer Mutter“, fügte ich hinzu; „ich vermochte sie nicht zu retten“ — — nur zu töten! hätte ich fast hinzugefügt, denn mich überkam ein fast unabweis-

barer Drang, diesem jungen Wesen meine Seele preiszugeben, ihr alles, was mich zu Boden drückte, bloßzulegen, so wie ich es heute vor dir getan habe. — Aber ich bezwang mich; sie hätte darunter zusammenbrechen müssen.

„Die Augen voll Tränen, mir beide Hände hingegeben, stand sie vor mir. „Es tut mir so leid, daß Sie nicht froh sein können“, stammelte sie endlich.

„Ich schüttelte den Kopf: „Ich danke Ihnen, Hilda!“ sagte ich; dann ging ich fort. Ich habe sie seitdem nicht wieder gesehen.

— „Am Abend saß ich bei den Freunden Lenthes, und, wie so oft, wandte sich das Gespräch darauf, wie meinem unverhehlbar trüben Zustand wieder aufzuhelfen sei. „Täusche dich nicht, Franz“ sagte der Freund, „als ob die Begier nach Leben in dir erloschen wäre; du mußt trotz alledem wieder heiraten und dein Haus aufs neue bauen!“

„Ich bin zu alt geworden, Wilm“, erwiderte ich abwehrend.

— „Ei was! Du hast nur deine Jugend mit Kirchhofsrasen zugegedeckt; wenn du ein Weib hast, tragt ihr sie mit einander wieder ab!“

„Am Ende“, sagte ich wie scherzend, „habt ihr meine Künftige schon hinter einem Vorhang? Wer sollte mich denn heiraten?“

„Frau Käthe sah mich halb schelmisch, halb zaghaft an. „Hilda Roden?“ fragt sie leise. „Oder hab' ich falsch geraten?“

„Es durchfuhr mich doch. „Was wissen Sie von Hilda Roden?“ rief ich.

„O“, erwiderte sie schon mutiger, „ich weiß von ihr; Sie würden keinen Korb bekommen, und sie ist gut, die Hilda!“